

Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]

Autor(en): **Vuilleumier, J.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 27

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

7. Fortsetzung

Peter wandte kein Auge von Henry Dill, sowie er mit seiner lässigen Bewegung, die von den breiten Schultern über die grossen Hände nach den sich kaum merkbar wiegenden Hüften ging, in die Pinte trat, die Zigarette im verächtlich herabgezogenen Mundwinkel, einen erstaunlich stahlharten Glanz in den grauen Augen.

Henry Dill war in Neuyork geboren und in diesem Quartier bei der Zentralstreet aufgewachsen. Er besass jene Beziehungen, von denen Prat auf dem Schiff geschwärmt hatte, Beziehungen zu Richtern, Politikern, hohen Polizeibeamten, die über ihn wachten, wenn ein allzu dienstestruer untergeordneter Dummkopf mit einer Verhaftung drohte.

Dill spuckte verächtlich aus und Peter nickte beistimmend mit offenem Mund und weiten Augen.

Henry Dill machte auf Peter einen Eindruck wie ein starker Alkohol, dass er, ohne zu wissen weshalb, laut mitlachte. Dill liebte diese kindlich begeisterte Anhänglichkeit. Auf Schweizer sei auch Verlass, meinte er, das habe er als Kind schon in der Schule gelernt, William Tell oder sowas... Er nehme sich drum in väterlicher Art Peters an, erklärte er herablassend.

„Hast mehr Glück als Verstand“, murkte Prat spöttisch, „der Chef hat an dir den Narren gefressen.“

Peter war stolz darauf, solange er sich bei den Gesellen an der Mulberrystreet befand. Sein Stolz kam jedoch ins Wanken, sowie er daheim allein in der Küche sass und spürte, dass bei einem Henry Dill manches nicht stimmte, dass vieles bei ihm noch schlimmer war als bei einem Prat, und dass es für einen Peter Bigler besser wäre, wenn er in Zukunft... Er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Er trank das Glas leer, wischte sich mit dem Handrücken die Lippen, löschte das Licht und ging leise pfeifend nach seiner Kammer.

Er schlief schon tief, als er plötzlich durch einen lauten Knall aufgeschreckt wurde. Wind hatte zu blasen begonnen. Eine Türe war irgendwo in der kleinen Wohnung zugeschmettert worden. Die Schiebfenster rasselten.

Peter hob den Kopf und lauschte. Der Wind heulte durch die Ritzen. Nun fing er in dunkeln Akkorden zu toben an und verstummte wie abgeschnitten. Es ging lange, bis Peter wieder den Schlaf fand.

Mit einer zerschmetternden Gewalt brach die Katastrophe am nächsten Morgen über das Land hinein.

Krach!

Eine erste Panik auf der Börse von Neuyork. Erstaunt horchten die Leute auf. Die meisten hatten alles, was sie besass, seit langem der Börse anvertraut und sich in völliger Sicherheit gefühlt. Wankte der Felsen? War das Wohlergehen, das sie alle berauscht hatte, nur eine Täuschung gewesen? Ein Kartenhaus, hinter dem sich gar keine Wirklichkeit befand? Das mit einem Mal zusammenstürzte? Diese Zeit, in der alle reich geworden waren, weggeblasen in ein paar rasend sich jagenden Stunden? Weggeblasen diese Zeit, in welcher Billy Chase ungestraft den Herrn Rockefeller spielen durfte...?

Die plötzliche Panik der Börse war nur ein erstes Sturmzeichen. In unbegreiflicher, atemraubender Geschwindigkeit folgte sich Krach um Krach. Man kam gar nicht mehr zu Besinnung, man fand keine ruhige Minute, um zu überlegen, Entschlüsse zu fassen. Einer Sturmflut gleich riss das Unheil alles mit sich fort.

Später haben erschrockene Herren, die immer noch zitterten, wenn sie auf diese Tage zu sprechen kamen, in den Regierungsämtern nachgerechnet, dass der Zusammenbruch mehr als 25 Millionen Leute um Hab und Gut brachte, dass dabei mehr als 50 Millionen Dollars in kurzer Zeit in den Rauch aufgingen.

Alle wurden betroffen, der reichste Fabrikbesitzer sowohl wie der kleinste Angestellte und der jüngste Liftboy. So wenig die Leute den Rausch des sorglosen Geldverdienens je begriffen hatten, so wenig verstanden sie, warum man ihnen nun plötzlich einredete, dass sie überhaupt nichts mehr besass, nicht einmal das bisschen Ersparnis, das man für die „rainy days“ in mündelsicheren Papieren angelegt hatte...

Der Boden barst, das Dach der Welt brach zusammen. Grosse, alte Firmen,

die Jahrhunderte überdauert hatten, schlossen die Schalter! Bankrott! Königliche Finanzgewaltige, die gestern noch in ihrer weissen Jacht über den blauen Sound gefahren waren und in traumhaften Gärten funkelnde Feste gefeiert hatten, mieteten sich im vierzigsten Stock eines Grand Hotels ein Zimmer nach dem dunklen Lichthof, verriegelten die Türe, betrachteten das ihnen fremd vorkommende, eigene Gesicht im erleuchteten Spiegel — ihre Lippen zuckten — lachten sie? wehrten sie sich gegen ein plötzlich aufquellendes Weinen? Der Luftzug, der aus dem dunklen Schacht emporjagte, riss die Vorhängelein gegen den Hof hinaus, dass sie wie kleine Fahnen flatterten...

Als habe man einen Zementsack in den Hof hinunterfallen lassen, so hatte es kurz und dumpf getönt.

Ein Hotelangestellter öffnete viel später mit einem Passepartout das leere Zimmer im vierzigsten Stock.

Noch gestern hatte die Freude am Wohlergehen zu glücklichen Gesprächen und lockenden Plänen verleitet, heute jagte die Panik der Verelendung ihre stummen Opfer durch die aufgeregten Strassen.

Täglich trippelte die atemlose Frau Chase nach dem obern Stock hinauf. Traf sie Mutter Bigler nicht daheim an, so klammerte sie sich an Grossvater Frei, um bei ihm Rat zu holen, eine Erklärung zu erfliehen, die ihr niemand geben konnte. Was Bill Chase von der Arbeit heimbrachte, klang derart schrecklich, dass es Frau Chase vorkam, sie lese die Schrift an der Wand, von der im Prophetenbuch Daniels erzählt wurde. Dennoch war sich eine kleine fröhliche Frau keiner Gottlosigkeit in hellem Leben bewusst...

An einem Abend fand Billy, als er heimkam, Mrs. Chase tot in der Küche. Sie hatte sich aus Verzweiflung und aus Angst vor dem Ungeheuer Amerika, vor dem sie sich, wenn sie endlich mit sich selber ehrlich sein wollte, immer gefürchtet hatte, mit Gas vergiftet.

Als man die kleine, in sich verkrampfte Tote — die Augen standen blind aufgesperrt im winzigen Gesicht, in welches schiefe Lippen ein erschlagenes Lächeln rissen, — auf einem Leintuch in den Ausgang hinaustrug, die Fenster öffnete, Luft durch die nach Gas überblühende Wohnung strömen liess, schauten Grossvater Frei und Mutter Bigler von der obern Treppe entsetzt zu.

Dieser Tod, der neben dem übrigen grossen Geschehen so unbedeutend war, erschütterte die beiden tiefer als alles, was man in den Zeitungen von der Verheerung der Katastrophe las. Dieser grausame Tod einer, aus ihrer fröhlichen Sorglosigkeit und ihrer gottergebener Zuversicht herausgerissenen hilflosen Frau weckte in ihnen das eigentliche Grauen, vor dem, was sich ereignet hatte, was sich Tag für Tag weiter ereignete



als ob das Furchtbare überhaupt nie mehr aufhören wollte.

Sie mochten lange nicht in ihre Zimmer zurückkehren, als auch der Krankenwagen die Tote längst geholt hatte, auch als drunten die Lichter gelöscht waren und kein Laut mehr aus dem ersten Stock zu ihnen heraufdrang. Sie klammerten sich an das Treppengeländer wie Schiffbrüchige auf einem Floss. Endlich löste Mutter Bigler ihre Hände von der Brüstung, wandte sich um und Grossvater Frei schlich ihr wortlos nach und der leise aufdringliche Geruch folgte ihnen, als ob er sich auch in ihre Wohnung einmischen möchte.

Trini kam spät nach Hause. Ihr Geschäftsherr wehrte sich wild gegen den Strudel, der auch seine Firma packte. Sie war in den ersten Nachkriegsjahren gegründet worden und zu einer allzu raschen Blüte aufgeschossen. Jetzt drohte der Sturm sie ebenso rasch wieder zu vernichten. Man verkleinerte den Betrieb, Angestellte wurden entlassen, Trini, obwohl eine der jüngsten, durfte bleiben. Ihre Tüchtigkeit und Pünktlichkeit waren etwas, das der Chef bei seinen amerikanischen Untergebenen selten in diesem Masse fand. Er würde mit ihr zusammen neu von vorne anfangen, erklärte er ihr einmal mit einem bitter-süssen Lächeln... doch davon rede man überhaupt nicht. Ein Amerikaner halte auch im Tornado den Kopf hoch...

Die Depression dauerte an ohne Unterbruch, ohne Wendung, und Trinis Geschäftsherr schloss trotz aller Hartnäckigkeit sein Unternehmen und wanderte nach Westen aus. Drei Familien, bei welchen Mutter Bigler wusch und putzte, hatten ihre Dienstboten entlassen. Das bedeutete für die Aushilfe mehr Arbeit, ohne dass mehr Lohn abgefallen wäre. An zwei andern Stellen wurde nun ihre Hilfe als nicht mehr tragbar ausgeschaltet. In die kleine Wohnung an der vierundachtzigsten Strasse schlichen sich die Schatten der Sorge und legten sich wie ein Spinnengewebe, das sich auch von den saubern Schweizern nicht einfach wegwischen liess, über alles.

Mutter Bigler, die sich seit der Abreise von daheim in ihre eigene Welt zurückzog, und die Sorgen um Familie und Vorwärtskommen Trini überliess, wachte auf einmal zu einer neuen Erkenntnis auf. Ohne viel Worte zu verlieren, übernahm sie die Leitung des Haushaltes. Sie liess nicht nach, bis sie neue Kunden gefunden hatte. Als habe sie in der ersten ruhigen Zeit in Neuyork Kraft gesammelt, so arbeitete sie nun härter als daheim. Sie wies Trini, die sich dagegen wehrte, mit einem freundlichen Lächeln zurecht: „Ich habe der Sache einmal zugeschaut hier drüben. Ich war immer darauf gefasst, dass die Herrlichkeit nicht ewig dauern werde, auch in diesem gelobten Lande nicht. Drum war ich auch schon lange bereit, einzugreifen

und die Zügel selbst wieder in die Hand zu nehmen...“

„Habe ich es denn falsch gemacht?“ fragte Trini traurig werdend.

„Aber nein, Kind“, tröstete Mutter Bigler, „natürlich hast du es nicht falsch gemacht. Keines hätte es besser verstanden — nicht einmal ich weiss, ob ich es ebenso gut machen kann wie du. Der Sturm kam über uns ohne unsere Schuld. Und in Sturmzeiten des Lebens, die so viel gefährlicher sind als die braven Stürme auf dem Atlantischen, übernimmt die Mutter die Regierung der Familie. Das war bei uns daheim immer der Brauch — Trini. Ihr ändern helft mit. Und du — unsere Singdrossel, hast sogar mehr Gelegenheit, mit Grossvater zusammen deine Stimme zu üben. Wenn ich auch Grossvaters Träume lange nicht alle für bare Münze nehme, ein wenig glaube ich doch an deine Sendung hier drüben, Kate. Der Herrgott hat dir deine Stimme nicht umsonst geschenkt.“

Als Antwort nahm Trini sie in die Arme: „ja Mutter — Ma, wie ich als Amerikanerin nun sagen sollte — ich will dem Herrgott dankbar sein, dass er mir meine Stimme und uns allen eine Mutter wie dich schenkte!“

Trini vertat den Tag zwar nicht mit blossen Singen. Sie erinnerte sich daran,

wie sie daheim in einigen Abendkursen gelernt hatte, Alpenrosen auf Porzellan zu malen. Auch ein kleiner Vogel gelang ihrem Pinsel hie und da und sogar manchmal ein richtiger Berg, der wie die Jungfrau über Interlaken aussah. Weil ihre kleinen Arbeiten sauber ausgeführt waren und manches von der alten Heimat in sich trugen, fand Kate unter den Nachbarn dieses Quartiers mehr Abnehmer, als sie sich je zu hoffen gewagt hatte. Ihr bescheidener Verdienst bildete einen willkommenen Beitrag zu Mutters Haushaltungskasse.

Wohl kam Trini abends von ihren Streifzügen erschöpft nach Hause. Aber sie wusch sich rasch den heissen Staub der Grossstadt aus Gesicht und Körper, zog ein sauberes, leichtes Hauskleid an, und schon war sie bereit, eines ihrer frischen, heiteren Lieder anzustimmen. Es war im Haus der Bigler nie tröstlos und drückend, auch da die untere Wohnung seit dem tragischen Tod der kleinen Mrs. Chase leer blieb und die Erinnerung an dieses Opfer, das die grausame Krise hier gefordert hatte, sich nie ganz vertreiben liess.

Trini und Mutter Bigler hatten während der guten Monate einens schönen Teil ihres Verdienstes auf die Sparkasse gebracht und sich ein kleines Kapital angelegt, das den lockendsten Gewinnversprechen standhielt und als Notration für die dunkelsten Zeiten aufbewahrt wurde. Auch jetzt wehrten sie sich lang, ehe sie die ersten paar Dollars abheben gingen. Der Rest schwand erschreckend rasch, als habe der erste Bezug eine Schleuse geöffnet, durch welche das übrige Geld unaufhaltsam abfliessen musste.

Von Woche zu Woche wurde trotz Mutters Schaffen, trotz Trinis unermüdlichem Frohmut die Wolken der Not über dem Haus der Bigler immer schwärzer und drohender.

Peter sträubte sich —

Seit die harten Tage auch über seine Familie hereingebrochen waren, verzog er sich schon am Nachmittag nach der Pinte an der Mulberrystreet und hörte zu, was die Gesellen berichteten. Bis jetzt hatte man ihn in Ruhe gelassen. Er hatte höchstens mit Piantini zusammen Ausläuferdienste getan. Briefe, Waren vertragen. Zweimal musste er bei einem Raubzug Schmiere stehen, von dem er nichts verstand. Er wollte lieber nicht wissen, worum es damals gegangen war. Er witterte, dass man einmal mehr als nur das von ihm verlangen werde, und er wusste nicht, wie er sich in diesem Falle benehmen musste. Einfach zu sagen? Oder sich rundweg weigern?

Nun bockte er. Ein Kinderspiel nannten es die andern. Peter wusste, was es bedeutete.

Nicht dass er es gewagt hätte, gegen Henry Dill offen aufzutreten. Keiner hätte das gewagt, nicht einmal der Prat,

der in Dills Abwesenheit gerne den Chef spielte. Es war übrigens Prats Idee gewesen. Er hatte sich erinnert, mit welcher Sorgfalt Grossvater Frei auf der Überfahrt seine Geige betreute, wie er am ersten Tag diese nach der Kabine der Frauen brachte, als er den lusternen Blick des Polen aufschnappte. Ein närrischer Alter, selbstverständlich. Aber das Instrument musste nicht zu verachten sein. Er hatte sich damals bei Peter erkundigt, und Peter, der Eindruck machen wollte, prahlte: „viele Tausend ist die Geige wert — in Tat und Wahrheit unbezahlbar und gesucht und umworben wie ein Goldschatz...“

Heute verwünschte er sich, dass er sich auf dem Schiff zu diesem Grosstun hatte hinreissen lassen. Denn heute kam Prat mit dem für Peter unmöglichen Vorschlag, die Geige sich heimlich anzueignen und sie gegen gutes Geld zu verkaufen... man lasse ein derartiges Kapital, Sachwerte, die viel nützlicher seien als Papiere, in solchen Zeiten nicht ungenützt verschimmeln — um so weniger, wenn man wie Peter bis zum Hals in den Schulden stecke. Und der Alte habe so wieso schon längst ausgespielt.

Umbringen würde der Verlust den alten Mann, wandte Peter schüchtern ein. „So what?“ grinste Henry Dill verächtlich, „nur keine Sentimentalitäten, mein Junge. Ein Grossvater ist immer und überall ein unnützer Ballast, ein zahnlöser Mund, der gefüttert werden muss und auf alle Fälle bald ausgekauft hat. Genug — du schuldest mir mehr Geld als auch für einen sogenannten Tellensohn anständig ist. Und wo du die Moneten auftreibst, interessiert mich nicht. Mir scheint Prats Einfall OK und wenn dir Prat gar noch behilflich ist, das Instrument an den rechten Mann zu bringen...“

„...bekommt er eine Provision, wie es sich gehört“, grinste der Pole und zog den Kopf zwischen die Achseln, als erwarte er für seine Frechheit einen freundschaftlich-ärgerlichen Schlag vom Chef. Dill achtete nicht auf ihn.

Früher als sonst ging Peter an diesem Abend nach Hause, gedrückt, unentschlossen und doch voll Angst, er könnte seinen Verpflichtungen gegenüber Dill nicht nachkommen. Natürlich hätte er das viele Geld, das ihm der Chef mit offener Hand jederzeit darbot, nicht ohne zu überlegen annehmen sollen. Manchmal zwang ihm Dill das Geld geradezu auf: da nimm es Junge — in deinem Alter hat man für solche Fetzen gute Verwendung... Das nennt man einen Freund, hatte er damals gedacht. Heute hätte er Dill am liebsten den ganzen Plunder vor die Füsse geworfen: gekauft hast du mich, gefangen mit deinen Dollars, geschenkt hast du mir sie, nicht gepumpt. Geht mich nichts mehr an...
Er fror beim blossen Gedanken an eine solche offene Antwort. (Fortsetzung folgt)

Kunstmaler Louis Dürr

50jährig

Am 27. Juni beging Louis Dürr in Bern seinen 50. Geburtstag. Wer seiner Landschaftsmalerei, vor allem seinen streng und klar erfassten Gebirgsbildern nahegetreten ist, wird ihm zu den vollbrachten, ertragreichen Schaffensjahren Glück wünschen. Mit seinen Atelierausstellungen, in denen er alljährlich im Herbst über seine Landschafts-Malerei während des Sommers Zeugnis ablegt, hat er eine ständig wachsende Zahl von Freunden um seine Kunst zu sammeln vermocht. Auch in öffentlichen Besitz sind viele seiner Bilder übergegangen.

Louis Dürr ist gebürtiger Bürger v. Burgdorf. Nach Studienjahren in Basel, Paris und München hat er sich seit einer längeren Reihe von Jahren in Bern niedergelassen. Sein Malertalent hat er ganz in den Dienst der Schweizerlandschaft gestellt, deren kraftvoll herbe Struktur er mit hingebungsvollem Ernst und sachlicher Treue zur Darstellung bringt. A.

